

STUDIEN DES FRANKREICH-ZENTRUMS
DER ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT FREIBURG

BAND 19

Jörn Leonhard, Rolf G. Renner (Hrsg.)

**Koloniale Vergangenheiten –
(post-)imperiale Gegenwart**



BWV • BERLINER
WISSENSCHAFTS-VERLAG

Koloniale Vergangenheiten – (post-)imperiale Gegenwart

Vortragsreihe im Rahmen des Jubiläums
„550 Jahre Albert-Ludwigs-Universität“
Sommersemester 2007 und Wintersemester 2007/08

In Kooperation mit dem Historischen Seminar
und dem Romanischen Seminar der Universität



Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8305-1736-8

Veröffentlicht mit freundlicher Unterstützung
des Fördervereins Frankreich-Zentrum

Redaktion: Barbara Schmitz
Umschlaggestaltung: Bettina Erzgräber

Die Abbildung auf der Vorderseite zeigt eine afrikanische Holzstatue vom Ende des 19. Jahrhunderts. In der Wahrnehmung eines unbekanntes Künstlers aus Nigeria stellt sie Queen Victoria dar.

© Pitt Rivers Museum, University of Oxford

© 2010 BWV • BERLINER WISSENSCHAFTS-VERLAG GmbH,
Markgrafenstraße 12–14, D-10969 Berlin

E-Mail: bwv@bwv-verlag.de, Internet: <http://www.bwv-verlag.de>

Printed in Germany. Alle Rechte, auch die des Nachdrucks von Auszügen, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten.

Jörn Leonhard und Rolf G. Renner

Koloniale Vergangenheiten – (post)imperiale Gegenwart:
Prozesse und Repräsentationen im Aufriss

7

I. Die Gegenwart der Geschichte: Koloniale Vergangenheiten im europäischen Vergleich

Wolfgang Reinhard (Max-Weber-Kolleg für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien der Universität Erfurt und Professor emeritus der Universität Freiburg)
Kolonialgeschichtliche Probleme und kolonialhistorische Konzepte

25

Walther L. Bernecker (Universität Erlangen-Nürnberg)

Eroberung – Kolonisation – Christianisierung. Die iberische Expansion
nach Amerika und ihre Folgen

43

Daniel Mollenhauer (Ludwig-Maximilians-Universität München)
La plus grande France?

Grundzüge der französischen Kolonialgeschichte (1830-1945)

69

Dirk Van Laak (Friedrich-Schiller-Universität Jena)

Im Tropenfieber. Deutschlands afrikanische Kolonien
zwischen kollektivem Verlangen und Vergessen

87

Jörn Leonhard (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg)

Die *longue durée* des Abschieds: Dekolonisierung in Frankreich
und Großbritannien als Krisengeschichte der Nachkriegsphase

99

II. Ordnungen und Zeichen: Repräsentationen des Kolonialen

Gerhard Fischer (University of New South Wales, Sydney)

Von deutschen Revolutionären zu australischen Nationalisten:
Zur Rolle der 48er Migranten und Kolonisatoren in Südaustralien

121

El Hadj Ibrahima Diop (Universität Cheikh Anta Diop, Dakar)

L’Afrique Noire dans le racialisme des Lumières européennes

145

Klaus R. Scherpe (Humboldt-Universität zu Berlin)

Szenarien des Kolonialismus in den Medien des deutschen Kaiserreichs

165

<i>Juan Antonio Ennis (Universidad de Patagonia Austral, Rio Gallegos)</i> Paris als Hauptstadt des kolonialen und postkolonialen Argentinien	185
<i>Eva Kimminich (Albert-Ludwigs-Universität Freiburg)</i> <i>S'écrire</i> : Koloniales Erbe und Illusion – Entfremdung und Autofiktion im frankophonen Immigrationsroman	201
<i>Günther Maihold (Stiftung „Wissenschaft und Politik“, Berlin)</i> Macht und Differenz: Formen des Rassismus und des inneren Kolonialismus in Lateinamerika	223
<i>Odile Goerg (Université Paris 7/Denis Diderot)</i> La ville en héritage? Villes africaines, modèles coloniaux et réalités contemporaines	245
Autorenverzeichnis	261

Koloniale Vergangenheiten – (post)imperiale Gegenwart: Prozesse und Repräsentationen im Aufriss

Jörn Leonhard und Rolf G. Renner

Imperien haben Konjunktur. Aber nicht erst in der unmittelbaren Gegenwart haben Überlegungen zur Bedeutung und Berechtigung imperialer Herrschaftsformen besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Steht die gegenwärtige Beschäftigung vor allem im Kontext von Überlegungen zur Entwicklung einer neuen Weltordnung nach den global wahrgenommenen Bedrohungen durch religiös motivierten Terror und wirtschaftliche Erosionskrisen, so ist in der Auseinandersetzung mit den kolonialen Vergangenheiten europäischer Gesellschaften schon seit längerer Zeit die Frage in den Vordergrund getreten, ob und wann das Zeitalter der Imperien endete und die postimperiale Gegenwart begann. Mit guten Gründen kann man argumentieren, dass seit 1945 zwar die klassischen europäischen Kolonialreiche verschwunden sind, sich aber informelle Strukturen imperialer Herrschaft über die staatliche Unabhängigkeit vieler ehemaliger Kolonien vielfältig fortgesetzt haben. Die Beziehung zwischen den kolonialen Vergangenheiten und der Gegenwart mit ihren post-imperialen Strukturen lässt sich also nicht im Sinne einer bloßen Chronologie politischer Veränderungen und internationaler Kräfteverschiebungen erfassen, sondern bedarf des kritischen Blicks auf die vielfältigen Beziehungen, Rückkopplungen und Interaktionen zwischen ehemaligen Kolonialmächten und Kolonien, die zu einem breiten Spektrum kolonialer Repräsentationen beigetragen haben, die nicht in der politisch-historischen Dekolonisation aufgehen. Schon ein flüchtiger Blick auf die Fülle einschlägiger Literatur zeigt diese doppelte Perspektive von komplexen historischen Entwicklungsprozessen einerseits und dem Fokus auf besondere Wahrnehmungsweisen und Deutungsmuster andererseits. Neben universalhistorischen Analysen zum klassischen Thema von Aufstieg und Niedergang antiker und neuzeitlicher Empires, die häufig das Leitmotiv von Edward Gibbons klassischer Studie zur *History of the Decline and Fall of the Roman Empire* übernommen haben, lassen sich die modernisierungstheoretisch und ökonomisch geprägten Studien der 1960er und 1970er Jahre sowie Arbeiten zur Dekolonisation und ihren Konsequenzen bis in die Gegenwart unterscheiden.¹ Einen wichtigen Impuls für die Neuausrichtung

1 Für universalhistorische Ansätze vgl. Paul Kennedy, *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000* (engl.: *The Rise and Fall of Great Powers*, 1987), 3. Aufl. Frankfurt/Main 2002; Richard Lorenz (Hg.), *Das Verdämmern der Macht. Vom Untergang großer Reiche*, Frankfurt/Main 2000; Emil Brix, Klaus Koch und Elisabeth Vyslonzil (Hg.), *The Decline of Empires*, München 2001; Alexander J. Motyl, *Imperial Ends: The Decay, Collapse, and Revival of Empires*, New York 2001; Diane Kirby, *Law, History, Colonialism: The Reach of Empire*, Manchester 2001; Stephen Howe, *Empire. A very short Introduction*, Oxford 2002, sowie zuletzt Herfried Münkler, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*, Berlin 2005. Zu ökonomischen und modernisierungstheoretischen Entwürfen vgl. Shmuel Noah Eisenstadt, *The Political Systems of Empires*, London 1963; Shmuel Noah Eisenstadt (Hg.), *The Decline of Empires*, Englewood Cliffs 1967; David Kenneth Fieldhouse, *The Colonial Empires: A Comparative Survey from the Eighteenth Century*, London 1966, sowie Carlo M. Cipolla (Hg.), *The Economic Decline of Empires*, London 1970; zu Kolonialismus und

von Forschungsinteressen und Fragestellungen markierten die Umbrüche in Osteuropa 1989/91. Bis dahin wurde in den zumal in Europa noch immer nationalzentrierten Geschichtswissenschaften das Thema multiethnischer Empires weitgehend vernachlässigt. Aber die Erfahrung der vielfältigen ethnischen Konflikte nach dem Ende der Sowjetunion und dem Zerbrechen Jugoslawiens haben dem Thema und der Frage nach den historischen Dimensionen dieser Konflikte eine neue Relevanz verliehen.

Eine andere thematische und methodische Ausrichtung wurde seit den 1970er Jahren erkennbar. Vor allem im Blick auf das Britische Empire trat zwar erneut die Metropole in den Vordergrund, nun aber in dezidiert abgewandter von den modernisierungstheoretisch orientierten Arbeiten der 1960er und 1970er Jahre.² Zu der kulturalistischen Wende in der Erforschung des Britischen Empire hat seit dem Ende der 1970er Jahre eine methodisch innovative Debatte beigetragen, die von Edward W. Saids kritischer Studie über die Entstehung der europäischen Orientwissenschaften angeregt worden ist. Said gelang es, die den zeitgenössischen Empire-Diskurs prägenden Orientwissenschaften als Teil eines seit der Aufklärung vorherrschenden Europazentrismus und damit als Legitimationsinstrument für die Expansion und Verdichtung politischer Herrschaft und kultureller Dominanz darzustellen.³ Die Rezeption von Saids Thesen hat innerhalb der Empire-Forschung den Trend von der diplomatie-, politik- und wirtschaftshistorischen Zielsetzung zu sozial- und vor allem kulturgeschichtlichen Vorgehensweisen verstärkt. Gerade für den indischen Fall wurde der veränderte Blick auf die Akteure besonders wichtig; hier ging es nicht mehr primär um die traditionellen Kolonialeliten, sondern um ethnische und soziale Gruppen der indischen Gesellschaft und auch um anthropologische, geschlechterhistorische und umweltgeschichtliche Fragestellungen.⁴ In diesem Kontext interessierten zunehmend Fragen nach den Mechanismen einer auf das kolonia-

Dekolonisierung vgl. Muriel Evelyn Chamberlain, *Decolonization: The Fall of the European Empires*, Oxford 1985; James Mason, *Old Empires, New Nations*, Harlow 1994; Jürgen Osterhammel, *Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen*, 3. Aufl. München 2001, sowie Stephen Howe, „Review Article – When – If Ever – Did Empire End? Recent Studies of Imperialism and Decolonization“, in: *Journal of Contemporary History* 40/3 (2005), S. 585-99.

2 Vgl. Peter Wende, *Großbritannien 1500-2000*, München 2001, S. 164-69.

3 Vgl. Edward W. Said, *Orientalism*, London 1978; Ders., *Culture and Imperialism*, London 1993; J. MacKenzie, *Orientalism. History, Theory, and the Arts*, Manchester 1995; Jürgen Osterhammel, „Edward W. Said und die ‚Orientalismus‘-Debatte. Ein Rückblick“, in: *Asien – Afrika – Lateinamerika* 25 (1997), S. 597-607; Alexander L. Macfie (Hg.), *Orientalism. A Reader*, Edinburgh 2000; vgl. auch C. A. Breckenridge und P. van der Veer (Hg.), *Orientalism and the Postcolonial Predicament. Perspectives on South Asia*, Philadelphia 1993, sowie Tony Ballantine, *Orientalism and Race: Aryanism in the British Empire*, Basingstoke 2002.

4 Vgl. E. Stokes, *The Peasant and the Raj. Studies in Agrarian Society and Peasant Rebellion in Colonial India*, Cambridge 1978; R. Inden, *Imagining India*, Oxford 1990; M. Shihna, *Colonial Masculinity. The ‚Manly‘ Englishman and the ‚Effeminate‘ Bengali in the Late Nineteenth Century*, Manchester 1995; A. McClintock, *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Context*, New York 1995; C. Hall (Hg.), *Cultures of Empire. Colonizers in Britain and the Empire in the 19th and 20th Centuries*, New York 2000; Peder Anker, *Imperial Ecology: Environmental Order in the British Empire 1895-1945*, Cambridge 2001; Mary Procida, *Married to the Empire: Gender, Politics and Imperialism in India 1883-1947*, Manchester 2002; Purnima Bose, *Organizing Empire: Individualism, Collective Agency, and India*, Durham 2003, sowie Elizabeth Buettner, *Empire Families. Britons and Late Imperial India*, Oxford 2004.

le Empire hin orientierten neuartigen Massenkultur in der britischen Gesellschaft.⁵ Besondere Aufmerksamkeit kam dabei den *invented traditions* und zumal der neuen Rolle der Monarchie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu. So hat David Cannadine mit seiner wegweisenden Studie die Frage nach der imperialen Dynastie als Legitimationsressource im Zeitalter des politischen Funktionsverlusts der Monarchie neu aufgeworfen.⁶ Auch zahlreiche Elemente des Stammes- und Kastenwesens in Afrika und Indien werden inzwischen als systemstabilisierende „Erfindungen“ des 19. Jahrhunderts bewertet.⁷ Im Blick der neueren kulturalistisch orientierten Historiographien mit ihrer Konzentration auf die im späteren 19. Jahrhundert entstehende suggestive Massenkultur erscheinen die Empires immer mehr als Resonanzräume für nationale Sinnbildungen. Besonders sinnfällig wurde dies am Beispiel Großbritanniens, wo das Empire die Projektionsfläche einer über die Nationalitäten des Inselkönigreichs hinausweisenden *Britishness* werden konnte.⁸

Diese beiden skizzierten Dimensionen, die eher klassisch politik- und wirtschaftsgeschichtliche Analyse sowie die kulturalistische Dekonstruktion von kolonialen und postkolonialen Deutungsmustern, prägen auch den Blick auf das über 1918 und 1945 weit hinausweisende Erbe der Empires. Wie in den Debatten um den Orientalismus und die von ihm wesentlich mitgeprägten *post-colonial studies* wirkte auch hier die Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit Großbritanniens als entscheidender Impuls.⁹ Die seit den 1990er Jahren intensivierte Debatte um *Englishness* und *Britishness* verbindet sich gerade in den letzten Jahren mit dem Blick auf die besondere Bedeutung des Empire für britische Selbstbilder im 20. Jahrhundert.¹⁰ Für Frankreich ist diese Debatte erst in den letzten Jahren erkennbar hervorgetreten, vor allem durch die verschärfte Auseinandersetzung mit dem Erbe der besonders gewaltsamen Konflikte in Algerien. Solche Entwicklungen unterstreichen die fortwirkende Bedeutung kolonialer Vergangenheiten. Empires erweisen ihre Relevanz daher nicht allein als historisch be-

- 5 Vgl. J. MacKenzie, *Imperialism and Popular Culture*, Manchester 1986; ders., *The Empire of Nature. Hunting, Conservation and British Imperialism*, Manchester 1988, sowie ders., „The Popular Culture of Empire in Britain“, in: Brown und Louis (Hg.), *Oxford History*, Bd. 4, S. 212-31.
- 6 Vgl. Eric Hobsbawm und Terence Ranger (Hg.), *The Invention of Tradition* (1983), Cambridge 1995; David Cannadine, „The Context, Performance and Meaning of Ritual: The British Monarchy and the ‚Invention of Tradition‘, c. 1820-1977“, in: ebd., S. 101-64, sowie ders., *Die Erfindung der britischen Monarchie 1820-1994*, Berlin 1994.
- 7 Vgl. Bernard S. Cohn, „Representing Authority in Victorian India“, in: Hobsbawm und Ranger (Hg.), *Invention*, S. 165-210, sowie Terence Ranger, „The Invention of Tradition in Colonial Africa“, in: ebd., S. 211-262.
- 8 Vgl. Ronald Asch (Hg.), *Three Nations – a common History? England, Scotland, Ireland and British History c. 1600-1920*, Bochum 1993, sowie Normann Davies, *The Isles. A History*, London 2000.
- 9 Vgl. Harry G. Gelber, *Nations out of Empires: European Nationalism and the Transformation of Asia*, Basingstoke 2001, sowie Paul Gilroy, *After Empire. Melancholia or Convivial Culture*, Oxford 2004.
- 10 Vgl. W. David McIntyre, „Commonwealth Legacy“, in: Brown und Louis (Hg.), *Oxford History*, Bd. 4, S. 693-702; Ian Baucom, *Out of Place: Englishness, Empire and the Location of Identity*, Princeton 1999; C. Hall (Hg.), *Cultures of Empire. Colonizers in Britain and the Empire in the 19th and 20th Centuries*, New York 2000; David Cannadine, *Ornamentalism. How the British saw their Empire*, London 2001; L. J. Butler, *Britain and Empire. Adjusting to a Post-Imperial World*, London 2002; Paul Ward, *Britishness since 1870*, London 2004, sowie Barbara Porter, *The Absent-Minded Imperialists: Empire, Society and Culture in Britain*, Oxford 2004.

gründete politische Herrschaftsformen und idealtypische Herrschaftsmodelle, sondern als Resonanz- und Referenzräume für Gesellschaften, die weit über das Ende der politisch-völkerrechtlichen Dekolonisierung hinauswirken. Je stärker die historische Wirkungsmächtigkeit von Imperien über ihr völkerrechtliches Ende hinaus deutlich wird und je stärker die Versuchung ist, das Empire als Modell einer „Globalisierung vor der Globalisierung“ in Anspruch zu nehmen, desto notwendiger erscheinen Untersuchungen, welche die historischen Kolonialreiche und die auf sie bezogenen Deutungsmuster und Repräsentationen analysieren, um damit der vorschnellen Instrumentalisierung historischer Beispiele vorzubeugen.¹¹

Dieser Zielsetzung sieht sich auch der vorliegende Sammelband verpflichtet. Im ersten Teil werden ausgehend von einer kritischen Sicht auf Prämissen und Positionen der *post-colonial studies* Entwicklungsprozesse, Stationen und die Erbschaften des Kolonialismus aus der Perspektive unterschiedlicher europäischer Länder nachgezeichnet. Diese historischen Aufrisse verdeutlichen zum einen die Spezifik historischer Traditionen und zum anderen die lange Dauer der kolonialen Kulturen in ihren Rückwirkungen auf die europäischen Gesellschaften. Das erklärt auch die ungebrochene Faszination der verschiedenen kolonialen Vergangenheiten in der Gegenwart.

Wolfgang Reinhard setzt sich in seinem Beitrag kritisch mit den Prämissen und Leistungen der nachkolonialen Denkschulen auseinander. Dabei zeigt sich, dass hinter dem Etikett *post-colonialism* keine kohärente Theorie steht, sondern eher eine Sammlung von Konzepten, die vielfältige Marginalisierungserfahrungen herausarbeitet, um die politische und kulturelle Hegemonie des Westens in Frage zu stellen. Damit verbindet sich der Versuch, die Dichotomie zwischen Kolonialherrschaft und Nativismus zugunsten von hybriden Selbst- und Fremdbildern zu überwinden. Ausgehend von der Dominanz englischer Literaturwissenschaft und der Übernahme französischer Meisterdenker konstatiert Reinhard, dass auch das antiwestliche postkoloniale Denken ein Produkt und in vieler Hinsicht ein Monopol des Westens ist. Das galt auch für Edward Said als vielzitierte Referenz der *post-colonial studies*, dessen *Orientalism* sich als diskursives Produkt des Westens ergab, das zudem eng an die Prämissen Foucaults angelehnt ist. Der Westen, so betonen diese Ansätze, konstruiert sich durch *Otherring* des Orients, der als inferiorer Anderer erscheint und der das Fremdbild schließlich als Selbstbild übernimmt. Der Westen repräsentiert den Osten, weil dieser zur Selbst-Repräsentation nicht in der Lage ist. Allerdings müssen auch die Erklärungsgrenzen dieses Repräsentationsmodells hervorgehoben werden, etwa im Blick auf bereits bestehende Stereotype, welche die Kolonialherren bereits antrafen und übernehmen konnten. Zudem erscheint das Denken in kolonialen Konstrukten zu schematisch und artifiziell. In vieler Hinsicht unterstellt es den Kolonialherren eine Intention, die es so weitgehend niemals gab. Als Gegenbegriff zum „Orientalismus“ fungiert bei Homi Bhabha *Okzidentalismus*. Dahinter stehen Vorstellungen von der Differenz und Aufteilung der Welt in hierarchisierbare Einheiten sowie der Reproduktion asymmetrischer Machtbeziehungen zwischen metropolitanen und kolonialen Gesellschaften. Bhabha setzt nicht auf die Dichotomien

11 Vgl. etwa Niall Ferguson, *Empire. How Britain Made the Modern World*, London 2003, sowie Ders., *Colossus. The Rise and Fall of the American Empire*, London 2004, sowie Jörn Leonhard und Ulrike v. Hirschhausen, „New Imperialism‘ oder ‘Liberal Empire‘? Niall Fergusons Empire-Apologik im Zeichen der ‘Anglobalization‘“, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History* 3 (2006), S. 121-128.

und Antinomien zwischen Zentrum und Peripherie, imperialen Subjekten und kolonisierten Objekten, sondern auf hybride Selbstbilder und Formen kolonialer Mimikry. Nationen erscheinen nicht als „reine“ Gebilde, sondern als hybride Formationen. Gayatri Chakravorty schließlich konzentriert sich in ihren Arbeiten auf die Sprachen und das Sprechen der „Subalternen“ im Kontrast zum kolonialen und postkolonialen Beschweigen der indischen Unterschichten.

Im Blick auf diese akademisch ungemein einflussreichen Ansätze der *post-colonial studies* identifiziert Reinhard ein entscheidendes Grundproblem: die Strategien und Programme zur Überwindung der europäischen Deutungshoheiten im Sinne eines *provincializing Europe* beruhen selbst auf sprachlichen und hermeneutischen Instrumenten europäischer Provenienz. Reinhard plädiert dafür, andere Ansätze zu integrieren. Im Sinne des englischen *agency*-Ansatzes sollten die Kolonisierten nicht allein als hilflose Opfer verstanden werden. Vielmehr sollten zeit- und raumspezifische Handlungsspielräume ausgelotet werden. Im Sinne einer Verflechtungsgeschichte können Kulturen nicht als geschlossene Monaden begriffen werden, sondern als Ergebnisse vielfältiger Kulturkontakte. Shmuel Eisenstadts Konzept der *multiple modernities* schließlich lenkt den Blick auf die lokalen Varianten der Modernisierung. Kolonien fungierten danach auch als Laboratorien der Moderne und Räume der Aushandlung von Modernität. Insgesamt zeigt sich ein enorm pejoratives Potential des Kolonialismusbegriffs, der von den Zeitgenossen selbst häufig so gar nicht verwendet wurde. Dagegen eröffnet der Antagonismus zwischen Kolonisatoren und Kolonisierten den Blick auf Parallelen zwischen kolonialen und europäischen subalternen Klassen. Die Forschung scheint inzwischen insgesamt einer Richtung zu folgen, die man als „the empire writes back“ und insofern als Sonderform des „the empire hits back“ bezeichnen kann. Das zeigt sich zumal bei Themen wie dem transatlantischen Sklavenhandel, der Masseneinwanderung oder der Dekolonisation. Am Horizont wird eine neue Meistererzählung einer transnationalen Geschichtswissenschaft erkennbar, die nach den vielfältigen Interaktionen menschlicher Gruppen im Zuge der europäischen Expansion jenseits der Konnotations- und Definitionsprobleme von Kolonialismus, Imperialismus und Globalisierung fragt.

Im Vergleich Spaniens, Frankreichs, Deutschlands und Großbritanniens treten unterschiedliche europäische Muster von Kolonialisierung, Dekolonisation und postkolonialen Erbschaften hervor. Walther L. Bernecker zeigt am Beispiel der iberischen Expansion nach Amerika zunächst die radikale Wende in der Bewertung des kolonialen Erbes: Dominierte bis zum Zweiten Weltkrieg ein positives Urteil, hat sich der Fokus inzwischen im Kontext der europäischen Dekolonisationserfahrungen zur kritischen Absetzung verschoben. Insbesondere treten die Gewalthaftigkeit der Kolonisation sowie der Mischcharakter der neuen Kolonialgesellschaften in den Vordergrund des Interesses. In historischer Perspektive stellten ein kapitalkräftiges Handelsbürgertum und Eroberungswillige aus bürgerlichen und adligen Schichten sowie technische Innovationen im Schiffbau wichtige Voraussetzungen der iberischen Expansion seit dem Ende des 15. Jahrhunderts dar. Die aus der Reconquista gestärkt hervortretende spanische Monarchie schien mit der Expansion den *orbis christianus* wiederherzustellen, was ihr die päpstliche Unterstützung für den expansionistischen Ausgriff sicherte. Krone, Konquistadoren, Kolonisten und die Kirche wurden in komplexem Wechselspiel entscheidende Akteure. Das Ergebnis war ein Zusammenwirken aus ökonomisch-machtpolitischen und missio-

narisch-zivilisatorischen Motiven, wobei sich in den Bettelorden und exemplarisch bei Las Casas eine Gegenbewegung der Kolonialkritiker formierte. Seit dem Ende des 15. Jahrhunderts hob die Krone die Monopolvereinbarung mit Kolumbus auf und gewährte privaten Expeditionen das Privileg, bestimmte Territorien für Kastilien in Besitz zu nehmen. Man setzte auf eine gesicherte Herrschaftsbildung durch Siedlungskolonisation und territoriale Durchdringung, die über küstennahe Handelsstützpunkte hinausreichte. Nicht zufällig brachte diese Kolonisationserfahrung antinomische Herrschaftskonzepte in Spanien hervor. So stand der Gedanke der Universalmonarchie Karls V. gegen Francisco de Vitorias Prinzip der Souveränität einzelner Völker.

Das spanische koloniale Herrschaftssystem beruhte auf Stadtgründungen nach kastilischem Vorbild und dem *encomienda*-System, das Mitgliedern der Conquista-Züge Eingeborene anvertraute. Faktisch entstand daraus eine Form der Sklaverei, die sich mit feudaler Grundherrschaft nach kastilischem Vorbild verband. Insgesamt agierte die spanische Krone erfolgreich und setzte sich gegenüber kirchlichen und weltlichen Zwischengewalten durch. Neue Gebiete wurden keine Untertanenländer, sondern selbständige Teilreiche der kastilischen Krone. Die spanische Eingeborenenpolitik folgte der Strategie der Missionare und setzte auf die Entwicklung eines gesunden, leistungsfähigen und vor allem disziplinierten Untertanenverbandes. Dem sollten auch die ersten Indianerschutzgesetze 1511/12 nutzen, die freilich zu einer faktischen Rassentrennung und einer zweigeteilten Gesellschaft führten. Die Missionsreservate nach den Plänen von Las Casas schlossen spanische Siedler aus und setzten auf eine Hispanisierung allein auf der Grundlage missionarischer Überzeugungskraft. Wirtschaftshistorisch bestimmten die agrarischen Großbetriebe der *haciendas* und *plantages* die Entwicklung Lateinamerikas als Ergänzung der *encomienda*. Sie waren durch extensive Bewirtschaftung, geringe Produktivität und Binnenmarktorientierung ausgezeichnet. Insgesamt wurde die hispanoamerikanische Wirtschaft in das spanische Monopolhandelssystem integriert. Die Einfuhr afrikanischer Sklaven nach Hispanoamerika (1492 bis 1870: 1,5 Mio.) unterstrich die soziale Abstufung aufgrund ethnisch-rassischer Merkmale. Mestizen aus der Verbindung von Europäern und einheimischen Frauen sowie Mulatten aus der Mischung von weißen Kolonisten und schwarzen Sklavinnen hatten ihren Platz in der sozialen Hierarchie noch vor den schwarzen Sklaven aus Afrika. Auch für die Frühzeit des Kolonialismus sind entscheidende Rückwirkungen der Kolonien auf Europa unübersehbar: Während die südamerikanischen Edelmetalleinfuhren die kaiserliche Politik unter Karl V. wenigstens kurzfristig stützten, wirkte der Import wichtiger neuer Nutzpflanzen langfristig auf den demographischen Wandel der europäischen Gesellschaften.

Daniel Mollenhauer geht in seinem Beitrag von der „loi mémorielle“ von 2005 aus, mit der die französische Regierung eine positive Rolle der französischen Präsenz in Übersee und vor allem Nordafrika festzuschreiben suchte. Die kritischen Reaktionen verwiesen aber auf den schwierigen Umgang Frankreichs mit seinem kolonialen Erbe. In den letzten Jahren ist es zu einer symptomatischen Abkehr vom heroischen Geschichtsbild und einer schmerzhaften Konfrontation mit der Gewaltkultur der *situation coloniale*, zugespitzt in der Aufdeckung der systematischen Folterpraktiken in Algerien, gekommen. Ein kollektiver Konsens ist bis heute nicht in Sicht, eher scheinen sich die schmerzhaften Prozesse der Aufarbeitung der Vergangenheit wie im Falle des Vichy-Traumas erneut zu wiederholen.

Das neue französische Empire nach 1870 beruhte auf dem systematischen Aufbau von Kolonien in Übersee und ihrer Erschließung. Hintergrund war nicht allein der Wettlauf um noch freie Gebiete in Afrika und Asien, sondern auch eine geopolitische Kompensation für die traumatische Niederlage gegen Preußen/Deutschland 1870/71. Mit Ausnahme Algeriens, das 1848 integraler Bestandteil des Mutterlandes wurde und durch eine starke Präsenz europäischer Siedler gekennzeichnet war, konnte von einem homogenen Kolonialreich Frankreichs keine Rede sein. So stand das Assimilationsideal immer auch im Gegensatz zur faktischen Heterogenität. In den Protektoraten Tunesien und Marokko und zum Teil auch in Indochina wurden Teile der vorkolonialen Verwaltung beibehalten. Es fehlte eine einheitliche und klar strukturierte Kolonialverwaltung. Erst nach dem Ersten Weltkrieg sprach man zusammenfassend von einem französischen „Empire“. Dem entsprachen die späten Versuche, 1946 und bereits unter dem Eindruck nationaler Befreiungsbewegungen eine *Union française* als neue verfassungsrechtliche Grundlage zu begründen.

Zu den kolonialen Rollenbildern Frankreichs zählte zumal das Militär, das sich durch eine besondere Unabhängigkeit gegenüber der Zentrale in Paris und exzessive Gewalt in asymmetrischen Kriegen auszeichnete. Obwohl man zugleich auf die progressive Wirkung der Entwicklungshelfer, zumal der Ärzte und Lehrer, verwies und besonders Schule und Bildung hervorhob, blieben Anspruch und Wirklichkeit weit voneinander entfernt. Die Scholarisierungsrate lag 1936 in Westafrika unter 4%. Das Ideal der *évolués*, der Einheimischen, die das Bildungssystem der Kolonialmacht absolviert hatten und durch deren Werte assimiliert worden waren, bot im Übrigen keine Garantie für stabile Verhältnisse. Denn die *évolués* kehrten oftmals als Führer des Widerstandes in ihre Gesellschaften zurück und wiesen auf die eklatante Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit der *mission civilisatrice* hin.

Im Vergleich zu Deutschland entwickelte sich im späteren 19. Jahrhundert keine koloniale Massenbewegung. Lose verbundene Interessengruppen aus Notabeln, Banken, Handelshäusern und Handelskammern setzten sich für eine koloniale Expansion ein, aber eine entscheidende Bedeutung bei Wahlen hatte die Kolonialpolitik nie. Kolonien wurden weder besonders attraktiv für französisches Kapital noch für französische Auswanderer. So stand hinter dem Projekt eher ein interesegeleiteter *parti colonial* und nicht eine *France coloniale*. Doch lässt eine solche Interpretation außer Acht, dass es trotz der politisch und ökonomisch untergeordneten Bedeutung der Kolonien eine ausgesprochene *culture coloniale* gab. In ihr verband sich ein imperiales Selbstverständnis der Nation, etwa gegenüber Migranten, mit republikanischen Selbstbildern. Die Grundlage dieser Verknüpfung bestand aus der Überzeugung von der Überlegenheit der weißen Rasse über die außereuropäischen Völker, vom Recht der überlegenen Völker zur Kolonisation und von der Erschließung der Welt als Missionsaufgabe der französischen Nation. Kolonisation erschien als Recht und Pflicht. In den großen Ausstellungen seit dem 19. Jahrhundert, zumal den ethnographischen *expositions*, kam eine mediale Omnipräsenz der Kolonien und des republikanisch-kolonialen Wertesystems zum Tragen, welche die Differenz der exotisierten fremden Kultur zur okzidentalen Zivilisation betonte. Doch darf diese „Eroberung Frankreichs durch sein Empire“ (Blanchard/Lemaire) am Ende nicht überbewertet werden. Das praktische Interesse am „Frankreich der 100 Millionen“ blieb begrenzt, und die Kolonialausstellung 1931 war eher ein gescheiterter *lieu de mémoire*, der darauf hinwies, wie wenig konstant die koloniale Identität der me-

tropolitanen Franzosen blieb. Das wurde in den Dekolonisationserfahrungen nach 1945 deutlich, als man den schnellen Rückzug angesichts der Aussicht auf langwierige und verlustreiche militärische Operationen vorzog.

Dirk van Laack zeigt in seinem Beitrag, wie Afrika sich zu einem Fantasieraum der Deutschen entwickeln konnte, der weit über den faktischen Verlust der Kolonien hinausreichte. Nie war die Zustimmung zu Kolonien so hoch wie nach dem Ende der kolonialen Realgeschichte, obwohl die ökonomische Bedeutung der deutschen Afrika-Kolonien vor 1914 denkbar gering war. Wichtig wurde jedoch ein Wandel der Strategie nach der Erfahrung blutiger indigener Aufstände wie in der Maji-Maji-Rebellion und dem Herero-Krieg seit 1904. Jetzt setzte man auf eine konsequente Raumerschließung und funktionierende Infrastrukturen. Afrika bildete als Raum eine *frontier* der Erschließung, eine Projektionsfläche für Erschließungsprojekte wie Eisenbahnen und Telegraphen, die durch den Wettlauf führender Nationalstaaten um Territorien und Einflusssphären noch verstärkt wurde. Die Fantasie- und Projektionsgeschichte reichte über das Ende des deutschen Kolonialreichs hinaus. Dabei wurde das geopolitische Raumdenken mit rassistischen Konnotationen aufgeladen und die Dichotomie zwischen rassischer Reinheitsideologie und dem Rückgriff Englands und Frankreichs auf schwarze Soldaten besonders hervorgehoben. In den 1920er Jahren galt Afrika als „natürlicher Ergänzungsraum“ Europas, und Deutschland beteiligte sich zumindest auf der Basis akademischer Diskurse und Projekte an dieser weiteren Erschließungsphase, wie die Entwicklung der Kolonialmedizin und Tropentechnik zeigten. Dennoch wurde die deutsche Forderung nach überseeischen Kolonien nach 1920 immer mehr zu einer theoretischen Position, zumal man auch auf die Vorteile verweisen konnte, als Deutsche nicht in Afrika engagiert zu sein. Anders als in Großbritannien und Frankreich war man von den Legitimationsdefiziten und Dekolonisationskrisen nicht betroffen. Für Hitler waren Überseekolonien angesichts der Konzentration auf die kontinentale Raumexpansion eher zweitrangig. Allenfalls als Mittel zum Zweck, um England zu Konzessionen zu zwingen, oder in der Vorstellung, Madagaskar als rassisches Exil für die europäischen Juden einzurichten, spielte Afrika eine gewisse Rolle. Nach 1945 kam es dann im Zuge des Kalten Krieges zu einem west-östlichen Wettlauf um afrikanische Völker, wobei die Entwicklungshilfepolitik der jungen Bundesrepublik zum Teil durchaus nekoloniale Züge trug. Afrika blieb also weit über das faktische Ende der Kolonien hinaus ein Fantasieraum der Deutschen. Die zahlreichen Völkerkundemuseen, Botanischen Gärten, die Institute für Tropenkrankheiten oder die Hamburger Universität unterstreichen, wie stark die Imagination der Kolonien als Laboratorien der Moderne auf die deutsche Gesellschaft zurückwirkte.

Jörn Leonhard schließlich vergleicht in seinem Beitrag die Dekolonisationsprozesse und -erfahrungen Frankreichs und Großbritanniens nach 1945 miteinander. Das Ausmaß an Gewalt und die Umbruchgeschwindigkeit nach der Entlassung Indiens in die Unabhängigkeit 1947 sowie die Dekolonisationsschübe seit Mitte der 1950er Jahre, mit denen britische und französische Zeitgenossen noch am Ende der 1940er Jahre keinesfalls hatten rechnen können, unterstrichen die Krisenhaftigkeit der Dekolonisation in historischer Perspektive. Dabei stellten die Entlassung Indiens in die Unabhängigkeit 1947, der französische Indochinakrieg bis 1954, die Suezkrise 1956 sowie schließlich die Zuspitzung des Algerienkonflikts 1958 die wohl wichtigsten Initialereignisse dar. Für Frankreich ging es dabei um die Verteidigung eines überkommenen Großmachtstatus